

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 171.

Samstag, 4. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war wie ein Aufschrei gewesen. Und die Frau sah mit großen, erstaunten Augen auf den Mann, den sie noch nie so gesehen. Ihr Mund war ein wenig geöffnet, aber sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. „Wollen wir nicht hinüber gehen, Johann Friedrich? Unser Abendessen wird sonst kalt.“

Da hob er schweigend die Kerze vom Tisch und leuchtete ihr voran. —

Nun lag die Nacht über Worms, aber die Bergungsarbeiten an der Trümmerstätte dauerten an. Sie konnten die drei letzten Leichen nicht finden. Seidenbender hätte es keine Ruhe gelassen, auch er mußte noch einmal hinaus vor die Stadt und nach den Berunglückten sehen. Der Mond war höher gestiegen, und lag still und weiß über der alles verhüllenden Schneedecke. Wie leises Weinen tönte die Sterbeglocke hoch über den Dächern.

Seidenbender sah und hörte nichts von dem allen, er ging so tief in Gedanken. Und diese Gedanken waren bei Frau Elisabeth. Warum suchen Männer und suchen immerfort nach der Seele ihres Weibes, wenn da doch gar keine ist?

Tiefer denkt Johann Friedrich nach.

„Ich habe in der Jugend nur danach gesehen, wie unsere Familien zusammenpakt und wie groß ihre Mitgift war. Aus Worms sollte sie sein, damit alles sonst bequem und sicher wäre. An das Herz und die Seele habe ich dabei garnicht gedacht. Und meine Sippe wohl auch nicht, denn sie rieten mir alle zu der Verbindung. Nun friert das Herz so sehr, und die Seele hungert Tag und Nacht. Und denkt voller Sehnsucht an eine andere, an ein blondes Mädel.“

Herr Gott im Himmel, hilf mir, daß ich nicht sündig werde durch meinen großen Hunger! Durch die große Einsamkeit meiner Seele. Denn es könnte sein, daß meine Seele sich bindet an eine andere, die mich ganz versteht. Die wie ich die Heimat mehr liebt als alles! Die wie ich das Leben lassen könnte für die Heimat!

Dem alles, alles andere klein und gering scheint gegen die ungeheure Not der Stadt Worms. Hilf mir, mein Gott, daß ich nicht sündig werde an Dir!“

Weiter geht Johann Friedrich Seidenbender. Als er durch die Tore kommt, krampft sich sein Herz zusammen.

Trümmerhaufen decken die Stelle, wo sonst die Mauer war. Und da liegt der Hauptstolz der Wormser, der Neu-Turm, der an der Nordostecke am Ufer des Rheines stand, dicht beim Wormser Haupte.

Noch eine halbe Wand war stehen geblieben, schräg und vornüber geneigt, als wollte sie jeden Augenblick ganz zusammenbrechen.

Seidenbender steht im Schatten dieser zertrümmerten Mauer eine Gestalt irren. Sie scheint etwas zu suchen, und blickt sich immer wieder. Er geht dichter heran und erkennt, daß es eine Frau ist.

Er ruft sie an, da hebt sie im Mondenlicht ein todblaßes tränenüberströmtes Gesicht.

„Was sucht Ihr da, Frau? Es muß ja bald Mitternacht sein!“

„Ach suche meinen Mann, Herr Seidenbender. Sie

haben ihn heute verschüttet unter der stürzenden Mauer. Mit acht anderen zusammen. Etliche haben sie bergen können. Den Meinen nicht.“

Sie stemmt sich mit dem Rücken gegen die noch stehenden Mauerreste.

„Wenn sie doch auch fielen und mich begraben wollten unter sich! Aber das Allerschlimmste mit mir und meinem Mann ist, daß wir im Unfrieden auseinander gingen. O, Ihr Heiligen, das werde ich nie verwinden können!“

Wieder lauert sie sich auf die Steinbrocken und schlägt die Hände vor das Gesicht.

Der Mond ist höher gestiegen und scheint unbarmherzig auf die Städte der Verwüstung. Kalt und klar schimmern die Sterne am Firmament. Wie ein breites, silberflimmerndes Band windet der zugefrorene Rhein sich durch die Lande. Fremde Posten gehen an seinem Ufer auf und nieder. Der Schnee knirscht unter ihren schweren Tritten, und sie schlagen die Arme vor Kälte ineinander. Immer noch wimmert die Totenglocke über den mondbeschienenen Dächern der Stadt.

Die Frau ringt die Hände und tritt dicht vor Seidenbender hin. Ihre Augen sind starr wie die einer Irren.

„Herr, so Ihr jemand auf dieser Welt habt, der Euch lieb und wert ist, — o, haltet ihn fest! Haltet ihn gut! Tut ihm Liebes an, soviel Ihr irgend könnt! Laßt niemals den, der Euch das Liebste ist, ohne Abschiedsgruß von dannen gehen! Es kann der letzte sein, — der allerletzte jeden einzigen Tag!“

Sie stürzte nieder in die Knie und wühlte mit den Händen im Schutt.

Seidenbender wendet sich, er kann es nicht mehr mit ansehen. Da ruft sie ihn zurück. So bittend, so flehend, daß er stehen bleiben muß. „Wenn Ihr nimmer Furcht habt vor der Mauer, so helft mir den Steinhaufen da abtragen, Herr! Es könnte doch sein, daß er darunter läge. Und für mich allein ist's zu schwer. Ich hab schon erst die Männer darum, aber sie fürchteten sich alle vor der geborstenen Mauer, daß sie vollends stürzen könnt.“

Seidenbender sah die heiße Not in ihren Augen und die flehenden, gehobenen Hände.

Da nickte er nur schweigend und stieg mit ihr über das Geröll.

Schräg und gespalten hängt die gesprungene Mauer des Neu-Turmes über ihnen. Einen gewaltigen Quaderstein, der am Fuße dieser Mauer liegt, will die Frau fortrücken. Sie kann es nicht. Da blickt sich Seidenbender, um ihr zu helfen.

„Die Steine sind zäh von diesem Turm,“ sagt er ernst.

Und um die Last besser heben zu können, stemmt er sich gegen die Mauer.

Ein Schwanken, — ein Bröcklein, — ein Krachen. Und ein gellender Schrei der Frau in der todstillen Nacht.

Sibylle hatte noch keinen Schlaf finden können. Die dicke Wolljacke über das Hauskleid gezogen, darüber die grobe Schürze, so kramt und hantiert sie noch unter de

aufgestapelten Sachen und vermischt dieses und sucht jenes. Dann nimmt sie ihren Messingleuchter mit der brennenden Kerze und schlüpft noch einmal ins Treppenhaus hinaus.

Das alte Haus schläft und träumt von den Dingen, die es seit Jahrhunderten gesehen und erlebt. Und es ist, als gehe ein Seufzer durch seine Räume, als ahne es baldigen Untergang.

Sibylle geht an die schwere Haustür und sieht nach, ob alles wohl verschlossen ist.

Dann stieg sie die Treppe hinauf und geht in das große Schlafzimmer der Ahne mit den beiden breiten Fenstern.

An das Fenster tritt Sibylle und schaut durch all das zerplitterte Glas in die lautlose Mondnacht hinaus. Die Kerze hat sie ausgelöscht, denn es ist ja so hell im Zimmer hier oben. Sibylle beugt sich weit hinaus und sieht mit traurigen Augen auf die Zerstörung gegenüber.

Sekundenlang ist es ihr, als sähe sie Gestalten dort und höre auch Stimmen. Aber es kann auch Täuschung gewesen sein. O, wie der Mond glitzert auf der schneebedeckten Eisfläche des alten Rheins! Als wollten seine silbernen Strahlen ihn streicheln, — den geliebten — den heiligen Strom!

Kern leuchten die Umrisse der Stadt herüber, alles in Mondlicht gebadet.

Und dann hört Sibylle jäh ein dumpfes Gepolter, — ein Krachen, — den gellenden Schrei einer Frauenstimme.

Es dringt ihr durch und durch, und sie zittert am ganzen Leibe. Barmherziger Gott, was war das?

Sie steht regungslos und lauscht.

Aber jezt bleibt alles still.

Soll sie um Hülfe rufen?

Aber hier im Hause schläft alles fest nach der großen Aufregung des Tages. Bis sie jemand weckt und alles erklärt hat, kommt sie vielleicht zu spät. Denn das war ein Mensch in Not. In allerhöchster Not. Da darf sie sich nicht lange besinnen. Da darf sie nicht an eigene Sicherheit denken.

Die dicke Wolljacke hat sie ja noch an, die dunkle grobe Schürze darüber. So hastet sie die Treppe herunter.

Riegelt die Haustür auf und lauscht wieder hinaus in die Mondnacht. Von daher kam der Schrei, wo die letzte Mauer zusammenstürzte! Ob sie jemand verletzten? Wohlmöglichst unter ihren Trümmern begrub?

Sibylle spürt nichts von Angst oder Grauen.

Sie fliegt über den Schnee, bis sie die Stelle erreicht hat. Der Mond zeigt ihr ja den Weg.

Zwischen den schweren Quadersteinen, aus denen der Turm gefügt war, liegt eine Frau. Es hat ihr einer der gewaltigen Steine den Brustkasten eingedrückt. Still und friedlich ist ihr weißes Angesicht gen Himmel gerichtet. Fast sieht es aus, als ob sie gerne aus diesem Leben gegangen ist.

Sibylle betastet sie und versucht, sie wieder aufzurichten. Aber sie ist tot. Neben der Toten kniet das Mädchen und weiß nicht recht, was es tun soll.

Wie sie jezt den Kopf wendet, fährt sie erneut jäh zusammen. Da — im Schatten — vorm weißen Mondlicht mehr verborgen — liegt noch eine dunkle Gestalt. Oder nein, sie liegt eigentlich nicht, sondern sie kniet, und ist so im Knien wohl von dem Sturz überrascht worden und vornüber gesunken.

Sie springt auf und steigt über das Steingeröll hin zu dem Zusammengesunkenen. Sie versucht ihn aufzurichten.

Irgend etwas an dem kommt Sibylle so bekannt vor — so bekannt. Aber das Gesicht ist so voll Blut, er hat sich wohl beim Fallen verletzt.

Warum zittern ihre Hände so, als sie ihm jezt mit ihrem weißen Tüchlein das Blut aus Stirn und Wangen wischt?

Sie hat ihn mit Mühe auf den Rücken gelegt, und sie reißt ihm Koller und Hemd über der Brust auseinander, und legt ihr Ohr auf sein Herz.

Gütiger Himmel, es klopft noch! Ach ja, es klopft noch!

Jezt eilt sie zum Rheinufer und holt zwei französische Posten herbei.

Hat sie sonst nicht Angst gehabt vor den Franzosen? Heute sieht sie nur die Menschen, die ihr helfen sollen und helfen wollen.

Und sie bedeutet ihnen, den Liegenden aufzunehmen und mit ihr hinüber zu tragen ins Wormser Haus. Es ist als nächstes zu erreichen von hier.

Und sie schleppen zu dritt den Ohnmächtigen über den knirschenden Schnee. Sibylle hat garnicht gewußt, daß sie soviel Kräfte hat. Aber es läuft ihr der Schweiß von der Stirn trotz der eisigen Winternacht.

Drinnen auf der großen Diele legen sie ihn nieder. Und immer neue Hände von Schnee holt Sibylle, um ihm Stirn und Brust zu reiben.

Bis ein Seufzer von seinen Lippen kommt, und er regelmäßig zu atmen beginnt. Da holt sie weiche Decken und schiebt sie unter seinen verwundeten Kopf. Den Franzosen holt sie schnell einen Napf Suppe vom heißen Herd, der da immer für Notfälle jezt steht. Sie löffeln sie freudig aus und schütteln ihr zum Dank die Hand.

Wollen sie ihr zeigen, daß es in jeder Nation gute und schlechte Menschen gibt?

Sibylle hat garnicht Zeit, darüber nachzudenken. Sie schließt mit fliegenden Händen die schwere Tür hinter ihnen und wendet sich wieder zu dem Verwundeten.

Mit warmem Wasser wäscht sie ihm das geronnene Blut vom Gesicht.

Und grübelt unablässig darüber, wie Johann Friedrich Seidenbender in dieser Nachtstunde unter die gefährliche Turmmauer geraten ist.

Und dann ziehen ihre Gedanken weite Kreise. Sie hatten sich beide seit langem nicht mehr gesehen. Wochen und Wochen waren darüber hingegangen. Mächtig fühlten sie sich zueinander hingezogen. Aber es war wie eine stumme Absprache zwischen ihnen, sich aus dem Wege zu gehen.

Das Schicksal schien es anders zu wollen. Damals war er ihr Helfer geworden. Heute rettete sie ihm das Leben. Gehörten sie nicht zusammen?

Der Verwundete macht eine unruhige Bewegung.

Endlich schlägt er die Augen auf. Unsicher blinzelt er in die flackernde Kerze, die sie auf den Tisch gestellt hat.

Langsam — ganz langsam kommt ihm das Erkennen und die Befinnung zurück.

Er sieht in dem matten Lichte Sibylle hantieren.

Sieht ihre große, grobe Schürze voll Blut, und ihre weichen, lichtblonden Haare zerzaust und voll Unordnung. Sieht, wie sie sich über ihn beugt und einen Becher Wein an seine Lippen hält. Eine leise Freude mischt sich unter seine Schmerzen. Er kann sich das alles nicht erklären. Denn das Denken tut ihm noch so weh. Und er ist zu müde, um zu fragen. So müde, daß er nur immer schlafen, — schlafen möchte. So sinkt sein Kopf auch wieder zurück, und er schließt die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Goldener Tag.

Sonnensunkeln überm Blumenbeet!
Warmer Wind umhaucht die blauen Sterne:
Sommeraster, die in Blüte steht!

Aus der blauen, sanftbewegten Blut-
Taucht der Feuerlilien Kupferglanz —
Mittagsstille . . . Alles Leben ruht . . .

Rosen und Jasmin! Ein voller Kranz
Schmückt die Stirne dieses Sommertags!
Goldne Stille füllt das Herz mit ganz.

Elsie Ritter.

Feuer auf hoher See.

Skizze von Ludwig Heilbrunn.

Der Elftausend-Tonnen-Dampfer pflügte das Meer. Es war ein schöner stattlicher Rafter. Nicht eines jener Schiffe, die mit allem „Komfort der Neuzeit“ ausgestattet sind, dafür aber von einer Behaglichkeit erfüllt, die jedermann bald heimisch werden ließ auf seinen Planken. Die „Elisabeth Marie“ war kein Vergnügungsdampfer, auf dem es hoch herging, vielmehr ein Steamer, der zum Teil Frachtzwecken diente, zum Teil der Beförderung von Reisenden.

Die „Elisabeth Marie“ verkehrte diesmal zwischen Hamburg und West-Indien, und man kann nicht sagen, daß sie übermäßig gutes Wetter auf der Fahrt hatte. Zuerst kämpfte das Schiff ganz gehörig, dann löste ein Brecher den anderen ab, so daß mindestens die Hälfte der Passagiere tüchtig seelkrank wurde. In dem Augenblick, in dem wir uns befanden, war es in eine Zone des allerbittersten Nebels geraten, unweit des Golfstroms.

Die „Elisabeth Marie“ fuhr mit erheblich verminderter Geschwindigkeit und gab fast ununterbrochen angstvolles Stirengeseul von sich. Aber trotzdem blickten die Reisenden in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl mit einiger Sorge in ihre nächste und übernächste Zukunft. Man war in dicksten Nebel eingepackt und mußte jeden Augenblick befürchten, mit einem anderen Schiff oder einem jener Ungetüme von Eisbergen zusammenzustoßen, die in dieser Zeit erwießenermaßen besonders häufig auftreten.

Der erste Offizier hatte auf der hochragenden Kommando-Brücke Dienst, in Vertretung des Kapitäns, der sich gerade mit seinen Passagier-Gästen zu Tisch gesetzt hatte.

„Daß uns diese Schweinerei gerade jetzt, in dieser Gefahrgone, begegnen muß!“

Von Kälte-temperatur, die auf Eis-Schmelzwasser hindeutete, nichts, rein gar nichts. Aber was ist das? Das Thermometer eines Frachtraumes, dessen Skala auf der Kommando-Brücke mündete, zeigte einen außergewöhnlich hohen Wärme-grad an.

Zunächst: „Hein, noch mehr verlangsamte Fahrt!“

Hein: „Noch mehr verlangsamte Fahrt!“ Klingel des Maschinen-Telegraphen: „Verstanden!“

Ein Rud ging durch den Schiffskörper. Das Stampfen der Maschinen wurde merkwürdig schwächer.

Sofort in den Raum B und in die Nachbarräume.“

Nach kurzer Zeit die Nachricht: „Feuer in B!“

„Sofort zum Kapitän! Herkommen!“

Man saß unten im Speisesaal bei ziemlich reichbedeckter Tafel, deren Freuden einigermaßen die Nebel-Atmosphäre, die sich um das Schiff presste, zu verschleiern vermochten. Man aß und trank, und der Kapitän gab sich mit Erfolg Mühe, seine Gäste gut zu unterhalten und durch seine Selbstsicherheit und Unerklichkeit die Stimmung zu befestigen, die auch durch den Rud, der durch das Schiff ging, kaum beeinträchtigt wurde.

„Herr Kapitän möchten sofort auf die Kommando-Brücke kommen!“ Der oberste Steward beugte sich zum Schiffsbeherrscher herab. „Es ist sehr eilig, Herr Kapitän!“

Der also Angeredete erhob sich, legte sein Mundtuch auf den Tisch. „Die Herrschaften entschuldigen mich einen Augenblick!“ Und als er die fragenden Gesichter erblickte: „Der Nebel scheint sich zu zerteilen, wir bekommen, wie ich es schon voraus-gesagt hatte, bald klares Wetter.“

Oben auf der Brücke. Der Nebel war, wenn überhaupt möglich, noch dicker geworden. Im Ru klärte sich die Lage: Feuer im Frachtraum. „Schotten runter! Wasser in den Raum B und dann auch in die Nebenträume!“

In größter Eile waren die Hydrantenschläuche an die auf der Kommando-Brücke befindlichen Mündungen für B, C und F angeschraubt, und mit größter Hast ergossen sich die Wassermengen in die Röhre, bis das Werk getan war und die Höhenmesser anzeigten: „Alles voll!“

„Soweit wären wir! Donnerwetter, das hätte eine hübsche Bescherung abgeben können!“

Wie eine gründliche Inaugenscheinnahme zeigte, hatte das Feuer nicht weiter um sich gefressen und konnte auch jetzt nicht mehr um sich greifen. Und als der Kapitän nach einiger Zeit wieder den Speisesaal betrat, da fand er seine Gäste bereits bei Kaffee, Zigaretten und Zigaretten in angenehmer Unterhaltung. In einem der Nebenträume wurde sogar getanzt. — Tage vergingen, Nächte. Kein Mensch außer der Schiffsbesatzung, die verschwiegen wie das Grab war, hatte irgend etwas erfahren von dem, was sich im Innern des Schiffes begeben hatte.

Der Nebel schwand. Mit vollem Dampf konnte das Schiff seine Bahn ziehen, bis eine neue Gefahr eintrat.

Der weitaus überwiegende Teil der Fracht bestand aus Erbsen, ungeheuren Mengen, welche die Räume füllten, die der Sicherheit wegen unter Wasser gesetzt waren. Diese Erbsen-massen begannen aufzuquellen und vergrößerten langsam aber sicher bis ins Unermeßliche diese Ladung. Es waren Millionen und Abermillionen dieser nahrhaften gelblichen Hülsenfrüchte

von denen jede einzige sich auf etwa das Doppelte des Umfanges vergrößerte! Darin bestand jetzt die große Gefahr, der man sofort durch Gewaltmaßnahmen begegnen mußte, wenn man verhindern wollte, daß der Dampfer auseinander darft und alles dem sicheren Untergange weihete.

Schotten und Lutten wurden geöffnet. Alle Mann mußten heran. In unsäglich Arbeit, die keine Minute Aufschub erduldet, wurde das Gut ins Meer geschüttet, ein seltsames Schauspiel, über dessen Bedeutung hinwegzutäuschen dem Kapitän und seinen Leuten aufs Beste gelang.

„Das hätten wir einmal hinter uns. Aber wissen Sie, Carstens“, sagte der Kapitän, indem er sich eine neue Zigarre anzündete, „solch ein verdenklicher Kram ist mir in meiner ganzen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Mein Lebtag fahre ich nicht mehr mit Erbsenladung. Feuer im Schiff ist schon schlimm, dieses verdamnte Zeug aber noch viel ärger.“

Darauf Carstens, der erste Offizier: „Besonders wenn man sie nicht trocken läßt!“

„Aber für uns Menschen ist's doch nie gut, bröge zu bleiben, was? Kommen Sie, Carstens, ich habe noch einige Pullen guten alten Rotzpon, die wollen wir gleich mal verlöten!“

Sie müssen erzählen.

Von Gräfin Broddorff (Meran).

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen. Das ist leicht gesagt, aber schwer getan. Man möchte so gern erzählen, andere teilhaben lassen an neuen Eindrücken und Erlebnissen. Aber wollen denn die anderen teilhaben? Wollen sie hören und selbst neue Eindrücke empfangen?

Ich habe bisher meist erlebt, daß den zu Hause Gebliebenen ihre eigenen kleinen, häuslichen Erlebnisse wichtiger sind als die schönste Reise, die der andere gemacht hat.

Ich komme zu A.s, sehr lieben, angenehmen Menschen, die mich voller Freude begrüßen.

„Nein, wie reizend, daß Sie wieder da sind! Nun müssen Sie aber viel erzählen!“ heißt es, während ich zum Sitzen genötigt werde. „Nein, so lange waren Sie fort, und wir hatten solch böse Zeit.“

Ich frage erschrocken, was denn geschehen, da das kinderlose Ehepaar rund und frisch vor mir sitzt.

„Ach, denken Sie nur, Budi war trant.“

Budi ist ein Hund, der ziemlich alle Hunderrassen und deren Unarien in sich vereinigt, aber der Abgott des Hauses ist. „Der arme Budi muß etwas gegessen haben, was ihm nicht bekam.“ Budis Krankheitsgeschichte wird mit allen Einzelheiten erzählt, und als sie endlich beendet ist, ist auch die für meinen Besuch angelegte Zeit beendet. Ich muß gehen, und beim Abschied sagt Frau A. bedauernd: „Und nun haben wir gar nichts von Ihrer interessanten Reise gehört. Das nächstemal lassen wir Sie nicht fort, da müssen Sie viel erzählen.“

Bei A.s werde ich ebenfalls herzlich begrüßt.

„Nun müssen Sie viel erzählen“, heißt es auch da wieder. „Sie waren in Rom, haben Sie auch den Papst gesehen?“

„Ja, ich hatte sogar eine Privataudienz beim Heiligen Vater.“

„Ach, wie interessant! Ist er wirklich ganz weiß dabei angezogen?“

Ich bejahe aus dies, doch ehe ich noch etwas hinzufügen kann, wendet sich Frau A. an ihren Gatten. „Hörst du, Karl, der alte Mann trägt noch ein ganz weißes Kleid, und für mich findest du es zu jugendlich. Er ist doch mindestens zehn Jahre älter als ich.“

„Aber Piesel“, Herr A. lacht hell auf, „wie kannst du dich dabei mit dem Heiligen Vater vergleichen. Das ist bei ihm ein Amtsgewand, aber bei dir —“

„Mir ganz egal“, unterbricht ihn seine bessere Hälfte. „Du siehst, Weiß ist immer passend, wenn es sogar der Papst trägt. Liebste, ich habe solch bildhübsches, weißes Kleid, ich werde es Ihnen zeigen. Es ist gar nicht zu jugendlich für mich.“

Ich muß das bildhübsche Kleid bewundern, und sie ver-widelt mich in ein langdauerndes Gespräch über Mode, Kleider und Stoffe. Als ich aufbreche, läßt Frau A. strahlend: „Es hat mich so interessiert, was Sie von Rom und dem Papst erzählten. Das nächstemal müssen wir von Ihrer weiteren Reise hören!“

Bei L.s der gleiche Empfang, die gleiche Aufforderung zum Erzählen, aber ehe ich noch den Mund aufmachen kann, sagt die Hausfrau leuzend: „Sie Glückliche, die in der Welt herumstreifen konnte. Was wissen Sie von Dienst-botenräger! Drei Stubenmädchen hatte ich, während Sie fort waren, und zwei Köchinnen. Was sind das heute für

Zustände! Arbeiten will keine mehr, nur seidene Kleider und Seidenstrümpfe tragen, um damit auf die Promenade zu laufen."

Ich fasse eine Pause in diesen hausfraulichen Klagen ab und breche auf.

"Ach, Sie gehen schon, und wir wollten doch gerade von Ihren Reiseerlebnissen hören. Sie müssen aber sehr bald wiederkommen und erzählen."

So geht es von Familie zu Familie. Bei der einen ist der Sohn durchs Examen gefallen, natürlich nur durch die Tüde der Lehrer. Lang und breit wird darüber gesprochen, wie ungerecht Doktor J. und wie parteiisch Professor K. war. In der nächsten Familie hat die eine Tochter ihr Säuglingschwesterexamen gemacht. Ich höre so viel Einzelheiten darüber, daß ich beinahe auch das Examen machen könnte. Bei J.s hat die weiße Angorafarbe die ersten Jungen bekommen. Ich muß diese bewundern und mit überlegen, wen man mit einem Sprößling beglücken könnte.

Es haben die Zimmer neu tapezieren lassen und führen mich stolz durch die ganze Wohnung. Ich höre, was es kostet, und soll begutachten, ob die alten Möbelbezüge nicht zu schlecht bei den neuen Tapeten wirken.

Aber in allen Familien die gleiche Aufforderung beim Kommen und Gehen: "Sie müssen viel erzählen!" Nur bei S.s läßt man mich sprechen. Sie wollen fast die gleiche Reise machen, daher interessieren sie Hotel- und Pensionspreise, Reisegeld und Sehenswürdigkeiten. Vielleicht könnte ich so gut sein und meinen Baedeler zur Reise leihen.

Mancher Leser wird diese Zeilen übertrieben finden, aber er schlage nur in dem Buch seiner Erfahrungen nach. Er wird Ähnliches erlebt haben. Zuhören ist eine Kunst und Liebenswürdigkeit, aber man erwartet sie immer nur von seinen Nebenmenschen.

Im Schornstein.

Ein aufregendes Kriegsabenteuer in China, erzählt von
Friedrich Ritter.

In den südlichen Provinzen des chinesischen Riesereiches tobte wieder einmal die Furie des Bürgerkrieges. Schon näherten sich die Kämpfe der großen Stadt W. Wie ein Alp lastete es auf der Einwohnerschaft. Verprengte Trupps von den Fronten tauchten immer mehr in den Straßen auf, wozu sich Scharen hungernder Bettler und allerlei verdächtiges Volk gesellten.

Abseits von der Straße auf einer Anhöhe am Siliangfluß stand eine Fabrik, deren Leitung sich teilweise in den Händen von Europäern befand. Die meisten von ihnen hatten aber in der nicht weit entfernten amerikanischen Missionsstation Zuflucht gesucht. Nur die vor kurzem erst angekommenen Ingenieure Korn und Tajus waren unausschießbarer Arbeiter wegen noch zurückgeblieben.

Der Abend brach herein. Die Fabrikräume hatten sich bis auf einige einheimische Angestellte geleert, die ebenso wie die Ingenieure in dem Verwaltungsgebäude wohnten. Im Haupteingang stand auf sein Gewehr geküßt ein Posten der kleinen militärischen Wache und blickte schläfrig auf das im Dunkel verschwimmende Vorfeld der Stadt, in dem sich eine gewisse Bewegung durch umherstreichende Gestalten bemerkbar machte.

Korn und Tajus waren dazugetreten. "Wenn die Nacht nur gut verläuft!" seufzte Korn. Auf seine Aufforderung schloß der Soldat das sich kreisend in den Angeln drehende Tor. Die Beamten begaben sich blicklosen Herzens in ihr Schlafzimmer und legten sich bald nieder, vorsichtigerweise in voller Kleidung.

Aus unruhigem Schlummer wurden sie einige Stunden später durch einen furchtbaren Lärm geweckt, der draußen vor der Mauer losgebrochen war und sich rasch in den Fabrikhof auf das Wohnhaus zu fortpflanzte. Die Hölle schien los zu sein. Mit einem Satz waren Korn und Tajus aus den Betten. Totenbleich stürzte der ihnen freundschaftlich zugetane Dolmetscher Li ins Zimmer. "Eine Räuberbande oder Truppen der Gegenpartei, vielleicht beides! Wenn sie uns hier fangen . . ."

"Können wir noch irgendwo hinaus?"

"Nein, alles umzingelt — da kommen sie auch schon die Treppe herauf."

Natlos blickten die beiden Europäer einander an. "Halt!" fuhr Korn unter einer plötzlichen Eingebung auf. "In den Keller hinunter. Der Weg ist noch frei."

Ohne weitere Erklärungen lief er den anderen mit einer Taschenlampe voran. Unten angekommen, schob er an der Grundmauer des Kamins eine eiserne Platte beiseite, hinter der ein großes schwarzes Loch sichtbar wurde. Der Kamin des Hauses hat eine unterirdische Abzweigung. Versuchen wir das durchzukommen!"

Der Ingenieur schlüpfte in den geräumigen Kaminschacht und zwängte sich von da, seine Begleiter dicht hinter sich, in einen

stollenartigen Seitengang, der in den neuen Hauptabzugskanal für die Fabrikgase mündete, wo die Flüchtlinge in gebückter Haltung weiterstreiten konnten. Das Getöse klang nur gedämpft von draußen herein. Plötzlich empfanden sie einen kühlen Luftzug und gewarten hoch über sich in einem kreisrunden Himmelsausschnitt einen hell blinkenden Stern.

Aus unmittelbarer Gefahr befreit, beschlossen die Drei, bei Tagesanbruch das noch stehende Bangerüst hinaufzuklettern und von der Spitze des Schornsteins nach Rettungsmöglichkeiten auszuspähen. Dies geschah.

Bei den Angreifern handelte es sich um einen starken Trupp marodierender Soldateska, der nach Ansicht Lis sich von einer der Krieg führenden Parteien getrennt hatte, um auf eigene Faust Beute zu machen. Hierzulande keine ungewöhnliche Erscheinung bei den allgemeinen Wirren!

Kugeln, die an ihren Köpfen vorbeisoffen, und lautes Gejohle unten ließen die Beobachter mit Schreden erkennen, daß sie entdeckt worden waren. Sie duckten sich schnell.

"Jetzt scheinen sie Kriegsrat zu halten", bemerkte Li, nachdem er wieder über den Mauerkranz der Esse zu lugen gewagt hatte.

"Vielleicht schießen sie noch mit Kanonen nach uns", sagte Korn mit Galgenhumor. "Wahrhaftig — da!" rief Tajus nach einigen Minuten.

Jede Vorsicht vergessend, blickten alle in der ange deuteten Richtung und mußten sich zu ihrer Bestürzung davon überzeugen, daß ein außerhalb des Fabrikgeländes in Dedung stehendes kleines Geschütz gegen den Schornstein gerichtet wurde.

"Wir werden lebend kaum noch bis hinunter kommen, und wenn es gelingen sollte, fällt uns da unten der Schornstein auf den Schädel. Hinaus können wir nicht. Der noch nicht fertige Rauchleitungskanal endet auf freiem, von den Banditen zu übersehendem Felde."

Trotzdem turnten die Belagerten mit aller ihnen möglichen Geschwindigkeit die steilen Leitern hinab, gewärtig, jede Sekunde von dem zusammenbrechenden Mauerwerk zermalmt zu werden. Mit jagen den Bußen und zitternden Knien erreichten sie auch glücklich den Boden.

"Ich spüre Rauch", leuchte Tajus in diesem Augenblick, "und wo Rauch herkommt, kann auch ein Weg sein."

In der Tat gewahrten die Drei die von ihnen bisher noch nicht beachtete Öffnung eines ziemlich großen Rohres. Unverzüglich trochen die Ingenieure und ihr chinesischer Leidensgefährte, platt auf dem Bauche liegend, hinein. Gleichzeitig erdröhte der Abschluß der Kanone. Der Herzschlag stockte ihnen bei dem folgenden betäubenden Krachen, Prasseln und Boltern. Wie sie später sahen, war die Spitze der Esse fortgerissen worden.

Mit dem Rute der Verzweiflung quetschten sich die Flüchtlinge in dem zum Glück nicht langen Rohr vorwärts, zerrissen sich Kleider und Haut und waren schließlich in dem Verlangen, aus der beizenden, stidigen Luft ins Freie zu gelangen, beinahe in einen umfangreichen Kessel gefallen, der auf einer sonst Fabrikzwecken dienenden Feuerstätte stand und in dem ein Suppenbrei brodelte. Ein daneben hockender Mann, anscheinend der Koch der Bande, sperrte beim Anblick der unversehens aus dem laminartigen Rauchfang Kletternden Gestalten den Mund so weit auf, daß sie gleich wieder dort hätten hineinkriechen zu können.

Dieser Mann wurde der Retter der Verfolgten. Gegen hohe Versprechungen ließ er sich herbei, die Ingenieure und den Dolmetscher vor seinen Kameraden zu verbergen. Ein befreiender Vorstoß der Garnison der Stadt gegen die Fabrik, dem Hauptstützpunkt der Räuberfolaten, brachte das Abenteuer einige Stunden später zu einem guten Ende.

Neue Schottenwitze.

Ein Schotte adoptierte einen Knaben. Als man ihn fragte, warum er denn gerade einen Jungen und kein Mädchen, das doch später seinem Haushalt ein Dienstmädchen hätte ersparen können, an Kindesstatt angenommen habe, gab er zur Antwort: "Sie haben zwar recht, aber sehen Sie, wir hatten da von früher her noch eine alte Knabenmütze im Hause, und das gab dann doch den Ausschlag."

Als am Heiligen Abend die ganze Familie unter dem Mistelstrauch versammelt auf die Geschenke warteten, ging ein Familienvater aus Aberdeen hinaus auf den Hof, feuerte einen Schuß ab und trat dann wieder mit den Worten in die Stube: "Denkt bloß einmal an, welch Mißgeschick, der Weihnachtsmann kann leider nicht kommen, er hat sich soeben erschossen."